HILUM

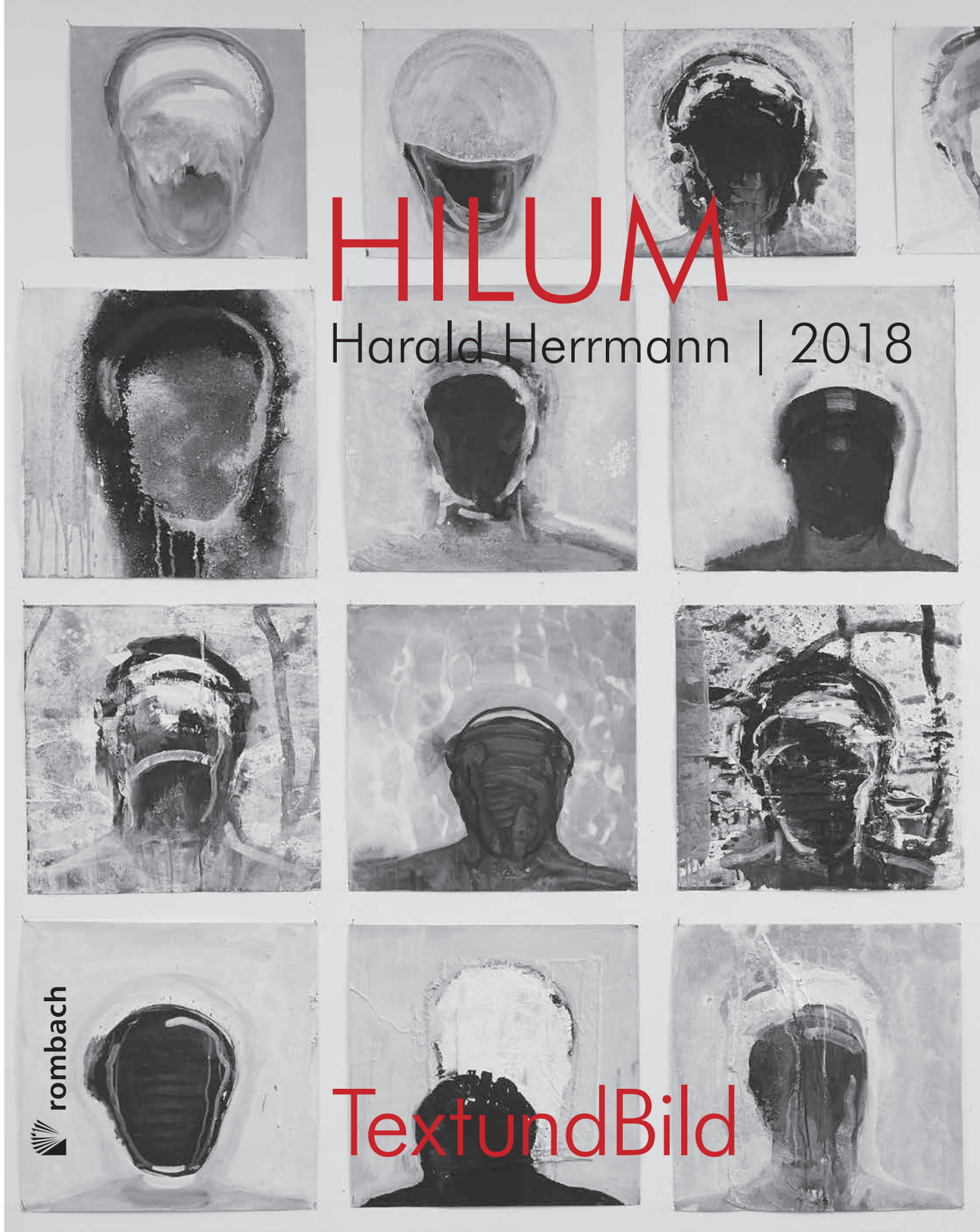
Harald Herrmann | 2018

rombach

TextundBild

In vollem Licht sind wir nicht einmal ein Schatten.
(Antonio Porchia)

für Wolfgang



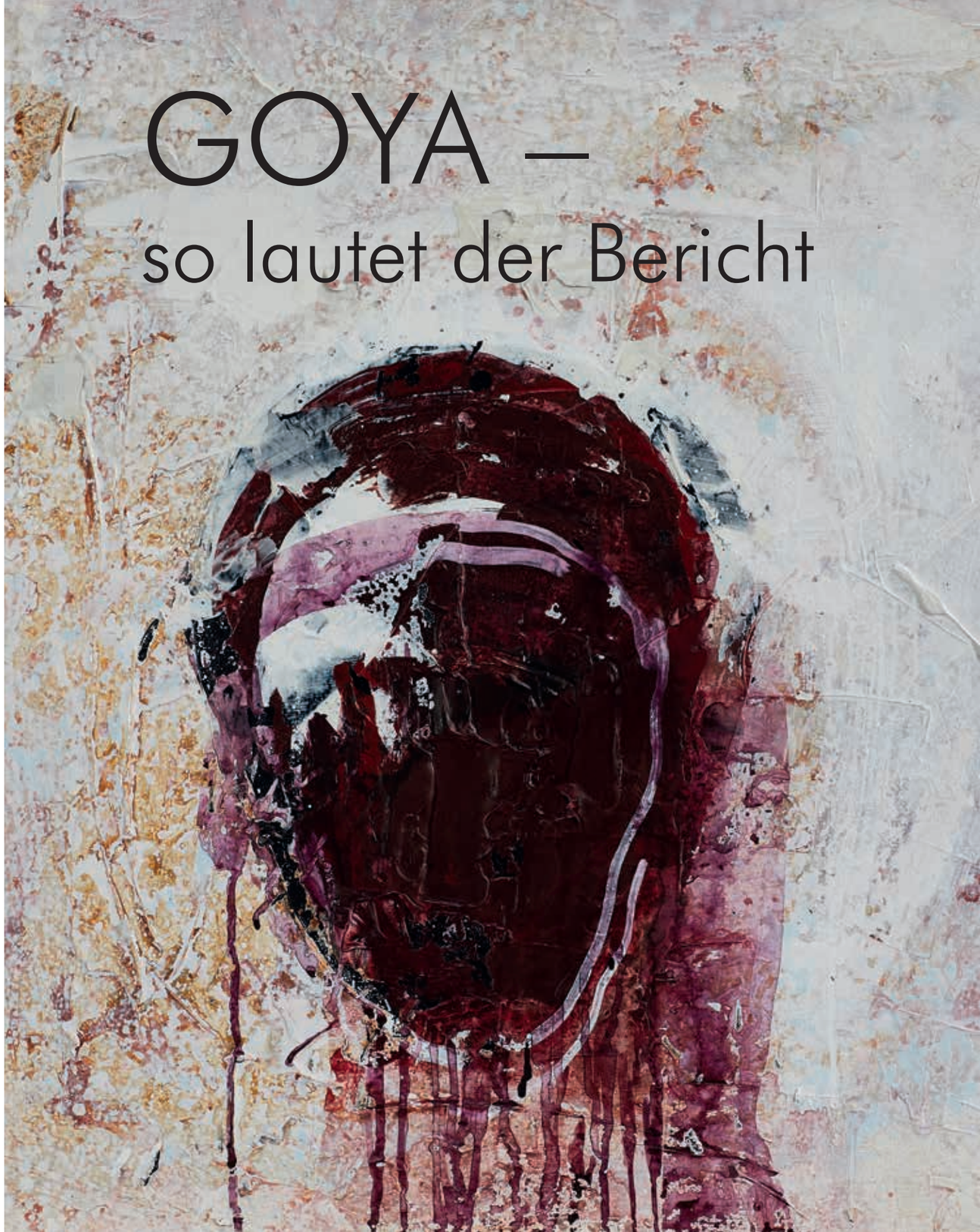
HILUM

Harald Herrmann | 2018

rombach

TextundBild

GOYA –
so lautet der Bericht



Stimme 1

Es ist ein Fluss, der jagt über´s Land, durch die Gedärme einer schlafenden Stadt. Er trägt mit sich die Bilder einer Vision, sämtliche Möglichkeiten, sämtliche Lieder vom bewunderten Ich.
Das Leid ist ein Messer, das rennt durch die Straßen. Und schneidet hier hinein und schneidet dort hinein und wird ganz lustig dabei.

Eine Welt voller Idioten lacht dir entgegen, lacht und tanzt den geifernden Tanz mit seinem eigenen Schatten. Jeder ein Held in seinem Schmerz.
Alle Spiegel schweigen.
Und schweigsam geht das Licht in ein schmutziges Grau. Wirft um sich mit Linien wie eine Explosion. Unzählige Selbstbildnisse werden der Zerstörung folgen.

Auf den Schock der Bilder folgt das Schweigen der Rede. Wo Realität ein Träumen ist, fassen alle hin. Auch die Macht hat den Griff fest am Hals der Wünsche. Und ist doch nur ein gefräßiger Teil davon.

Stimme 2

Der Pferdeschädel, der morgens in deinem Schoß liegt, sieht mit geschlossenen Augen.
Es gibt kein Erwachen, der Alptraum ist immer schon da.

Totenberge unter Arkaden, in Hallen, Winkeln, Hauseingängen. Vor den Augen aller. Im Namen des Vaters, der Nachbarschaften und des Sohnes. Holz, Schuhe, Müll und Brot. Die aufgerissenen Augen tränen.
Ein einziges Grab.

Zeit geht darüber hinweg mit ihren Richtern, Laien, Pfaffen und Apothekern. Mit Lehrern und Polizisten. Zerstörung, sagt sie, wird zunehmen, den Zähnen ihren Sinn. Den Hausmeistern ihre Schlüssel.
Sie wird eine Ordnung schaffen, wo Väter ihre Söhne fressen mit großem Gewinn.

Stimme 3

Das hast du in den Morgennebel gerufen, Goya. Wo das Licht haust und leuchtet wie Muttermilch.
Du zeigst dabei auf den fliegenden Hund, der den Befehlen nachjagt mit seinen von Hunger gequälten Augen.

Was vom Himmel fallen kann, sind nichts als Tränen, sagst du. Und schaust in ein Loch. Wo Hunde hausen und Menschen zu Säcken werden. Schatten zu Händen. Und Schläfen bluten, ja bluten.

Vielleicht ist der geschundene Körper ein Programm zur Unterhaltung vieler. Die gesendeten Nachrichten leben davon. Vollgesaugt mit Blut zur Erwärmung der Gedanken.

Goya.

Geboren, gestorben, wieder auferstanden. Seit der Mitte des Lebens ohne Gehör.
Nur noch ein Rauschen, ein Rufen der eigenen Blutbahnen.

Goya,

so lautet der Bericht.
Was ein Traum sein kann oder sein Ende. Selbst ein Krankenlager wuchert zur Landschaft ohne Gewicht.

Stimme 4

So viele Schraffuren fließen um den Kopf des guten Bürgers Goya. Sein Misstrauen hinter den Scheitel gesenkt, ein Auge dem Licht entzogen. Wie von einem Schnabel durchschnitten der Blick, wachsam über einem Körper aus Tuch. Gefaltet in die Erinnerungen eines Bauern mit zwei Händen die Buchstaben von Geheimnis, Fleisch und Fluch.

Die Nacht zählt nicht die Tränen der Kinder. Das Elend, eine Klasse für sich. Ihre Köpfe voller Blut, erinnern sie Vergangenheiten, Schlamm und Wut. Bevölkern mit ihren Wunden Marktplätze, Bibliotheken, Gerichte und Schulen. Bis die Nacht jeder anderen gleicht auch die Parlamente. Inmitten von Polizisten, Lehrern und Richtern, Henkern und Denkern. Wunden ohne Narben, ein Kummerfeld. Alles ein Ende ohne Ende auf den Zungen der Zuschauer.

Stimme 5

Es ist ein Spiel.
Wir stechen mit unseren Stangen das Tier in die Nacht.
Es ist ein Spiel, ein Flimmern in dämmrigen Räumen.
Es ist ein Spiel, und das Auge Goya schwimmt, unter dem Harnisch die Macht.

Es ist ein Spiel, ein Tanz voller Wolken. Bis lachend der Hut davon schwebt, Schatten zu lecken.
Es ist ein Tanz aus Horn und Haar, vom Spiel gefesselt,
dem: wie-es-nie-sein-wird, dem: wie-es-immer-schon-war.

Unter einem Himmel aus schwarzem Tuch hat die Hölle schon angefangen.
Goya ist in die Keller und Katakomben gegangen. Dort faltet er den Gefangenen ein Lächeln, den Irren die Hände und den Händen ein Verlangen.

Stimme 6

Goya. Hände gewaschen, Tücher gebunden, Fleisch gefunden, Fleisch gemalt.
Im Herzen eine Frau. Den Mund voller Beeren, hast du einen Namen für das Tier in dir gesucht. Das flucht und flüchtet. Während die Hand zeichnet und das Spiel beginnt.

Eine Hand wäscht die andere. Im Bett der Königin, auf der Straße, im Bierdunst irgend einer Kneipe. Tag und Nacht, Goya.

Einmal wirst du ein Pferd malen, deine Gehilfen halten es fest. Du wirst es von hinten nehmen und ihm ein Kind machen, wie du überall Kinder gemacht hast. Zuletzt noch auf den Gipswänden in deinem Haus im Exil.

Goya.
Maler des Begehrens. Auch in den Armen der Macht. Im Säurebad hast du den Schrecken entwickelt. Das Begehren, Goya, dauert länger als eine Nacht.

Stimme 7

Erstaunlich viel Schnee, Goya.

Erstaunlich viel Schnee.

Stimme 8

Es wird ein Rad sein, das fährt über alles. Links und rechts liegen Leichen.
In den Wegbegrünungen tauchen Tiere unter. Wolken wird es keine geben.
Auf den Armen steht ein Lied von Einsamkeit und Tod.

Und wenn das große Rad schweigt, wird alles zu Ende sein. Und das Ende ohne gleichen. Ohne Schönheit. Ohne Gesang. Bilanzen werden gesiegt haben, nutzloses Kapital. Kein Platz mehr möglich für Mitleid, sagen Männer zuerst. Und dort wird eine Sprache sein, die wir nicht kennen.
Auf Kinderkörper geschrieben die Botschaft: es gibt keine Nester, es gibt keine Nester aus Flügeln.

Wir danken der Dunkelheit mit einem Gebet.

Es werden Sieger hervorgehen aus den Gebeten, Freunde, die den Weg zeigen mit ihrem Genick.
Staub, der einmal Schnee war, wird aufsteigen und die Wartenden in Schlangen verwandeln mit vielzähnigem Gebiss. Ein Heulen und Stöhnen wird sein in den Schlafzimmern, dort, wo alles entstand. Vor allem das Recht auf den Atem des anderen.

Stimme 9

Wir rufen Eitelkeiten an, Spiegelflächen ewiger Jugend.

Dürre Hälse, dürr die Linie der Taille.
Dürre Schuh, dürr die Masken.
Dürre Haut.
Blinde Kuh, komm dazu.

Stimme 10

Die Augenblicke, Goya, sind weit gestreut für Chronisten und Krankheiten.
Jeder sieht in deinen Visionen die eigene Handschrift auf der Bühne der Inquisition.
Was wir mit uns tragen in Kleidern aus Sack und Tuch, immer ist dieses Gewicht eine Last und diese Last ein Fluch.

Tierbändiger sind wir. Legen in offene Kindermäuler Würmer. Bauen mit dieser Schrift Nester.
Immer noch lernen wir, immer noch lernen wir zu quälen.

Goya, aufgebrochen, das Exil zu bevölkern. Unermüdlich und aus Dankbarkeit das Brüllen auf die Wände gemalt.
In Schränke eine anfangs- und endlose Zeit.

Wenn er zur Ruhe kam auf seinen Fluchten, schrie er. Schrie oder sagte ganz ruhig zu den Kindern, die um ihn standen: etwas mögliches, etwas mögliches, sonst ersticke ich.

Stimme 11

Das ist dein Lied, das du singst, baturro: Krankheiten schaffen Bilder. Es ist lächerlich, aber alle wissen es: Geld macht glücklich. Selbst Inquisitionen fördern den Verkauf von Bildern. Und die Idee der Aufklärung, dieser Welt zu entkommen, bleibt Fluch und Flussversickerung zugleich.

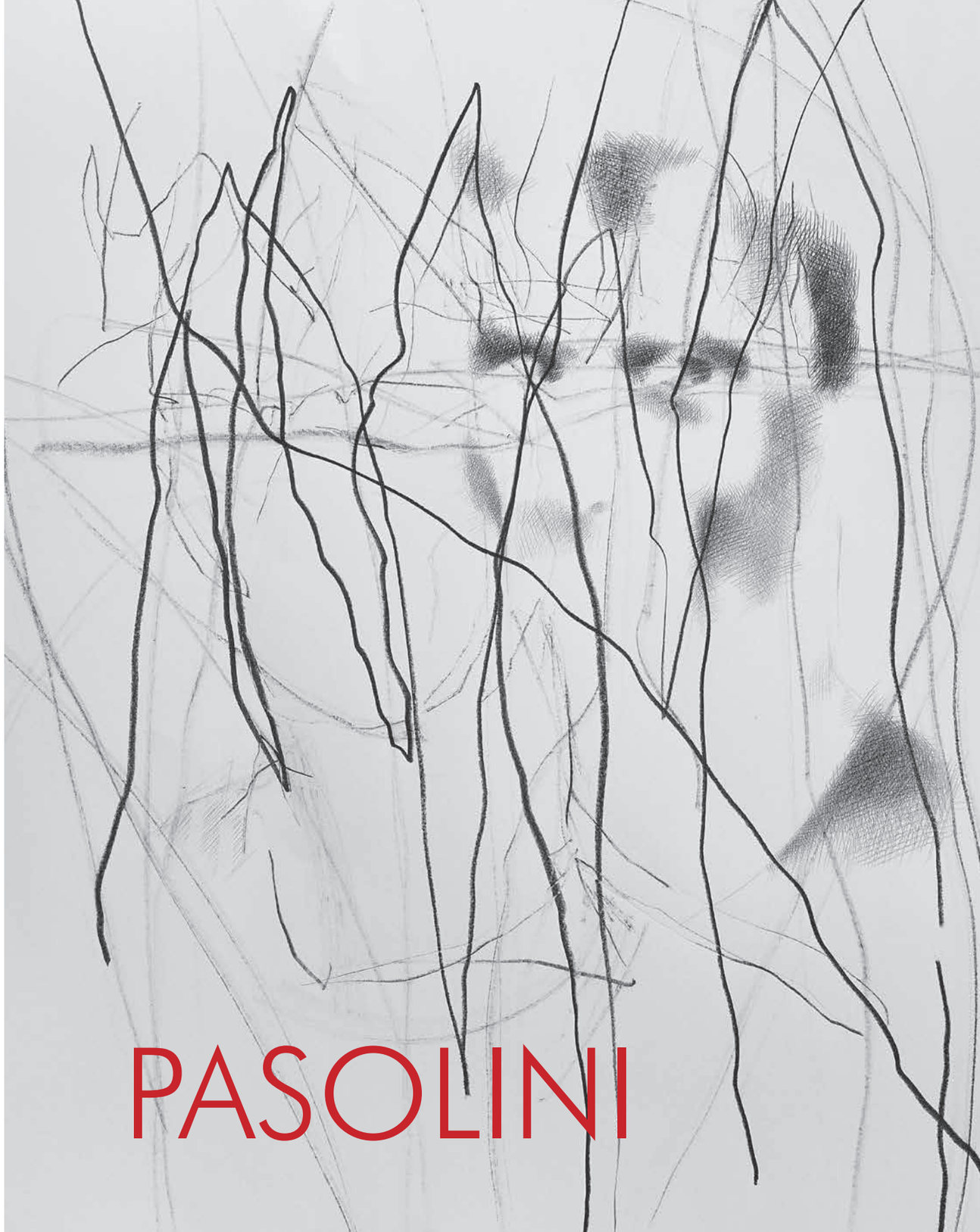
So spricht dein alter Körper, Goya, so spricht dein gekrümmter Rücken unter dem verschmutzten Tuch. Voller Hass, Zerstörungssucht und Wut. Mit Zuneigung und dem Instinkt für wärmere Zonen.
Unauflösbar pessimistisch, ausgestattet mit jeder Form von Affirmation, taktisch und strategisch zugleich. Im Gebiss immer auch den Wunsch zu überleben, Gefangene zu machen und gefangen befreit zu werden.

So spricht dein alter Körper: Sehen, was wir nicht sehen. Durchdrungen und hungrig nach Form. Penetrant und penetrierend zugleich. Eine notwendig unmögliche Revolution.

Goya. Selbst Gräuel sind auf ihre Weise schön.

Alles hinnehmen, sagst du. Durchgang werden. Passagiere.

Nada.
Das bedeutet es.



PASOLINI

Freibeuter warst du, Tänzer, Akrobat. Vor dem Sprechen kam das Schweigen. Mit dem Schweigen kamen Flimmern, Stottern, Rauschen. Ein leerer Raum die Schrift.

Pasolini.
Den Himmel vollgeschrieben, den Himmel abgearbeitet hat er.

Voller Licht sein Fluchen, seine Ortlosigkeit. In den Straßen der Nacht blühte sein Geschlecht. Strich alles durch, was geschrieben stand. Seine Hingabe ein Anfang. Sein Begehren, ein Leben lang.

Mitten im Licht der Spiegel Tod. Mitten im Licht das Lied einer Frau. Mitten im Licht der notwendige Mord am Vater. Mitten im Licht Ruinen, darauf Vorstädte mit den wunden Lippen ihrer Bewohner. Mitten im Licht glühen Ideologien vergeblich, mitten im Licht das sprachlose Raunen danach.

Freibeuter warst du, Tänzer, Akrobat. Die Blumen, die getragen wurden von deinem schönen Sarg, sind welk jetzt und verschwunden wie die Nacht. Was übrigbleibt ist ein Platz, leergeträumt und leergefegt von städtischer Ordnung.

Niemand kann deine Wunden stillen, niemand weiß davon. Du verwandelst den Staub der Vorstädte in Bilder. Keiner wird diesem Fluch entkommen. Keiner weiß warum.

Zu Staub geworden bist du. Herabgestiegen vom Kreuz. Im Angesicht eines unermesslich blauen Himmels, voller Wolllust, wehrlos wild und sanft zugleich. Früh schon wolltest du ein Bettler sein, und wurdest zum Tiger. Immer allein.

Du hast mit Steinen nach Schiffen geworfen. Tanker, die unbeweglich schienen, zogen an dir vorbei. Den Bauch voller Geld fuhren sie in die Welt. Jetzt kehren die Schiffe mit den Steinen zurück. Nichts geht verloren, nicht einmal das Glück.

Sorgt euch nicht, Freunde. Müht euch nicht. Erfolg ist das andere Gesicht der Verfolgung.
Wann ist ein Gesicht ein Gesicht.

Ich schreibe. Ich arbeite. Ich fluche. Ich weine. Ich liebe. Und. Aber. Oder. Für wen.

Wer nie das Brot mit Tränen aß, der Kindheit Thron bestieg und dabei stürzte. Den Dreck der Straßen liebte, Schönheit darin fand. Wer nie das Brot mit Tränen aß, wird nicht wiederfinden, was er vergaß.

Ich möchte mich auf die anderen stürzen, mich verwandeln. Für sie leben. Eine Empfindung, die noch keinen Namen hat. Keinen Ort oder Raum. Teta veleta. Ein Kniekehlensehnen von frühester Kindheit an.

Verzweifelt hast du den Ursprung gedacht und bist daran gescheitert. Ursprung der Sprache, Ursprung der Liebe. Auf Frühlingsstraßen, auf halbverlassenen Feldern bist du nackt unter die Sonne getreten, ohne Erwartung, ohne Versprechen. Zeitlos, wie das Dunkel der Nacht.

Freibeuter warst du. Tänzer, Akrobat. Inmitten deiner Bewegungen war Angreifen ein Wort. Unabhängigkeit weder gewollt noch geliebt. Ragazzi di Vita. Mit der dir eigenen Demut hast du die Liebe gesehen, das Herz voller Blut.

Abenteuer und Piratenblut. Unerklärlich, unverkennbar im Kleid der Traditionen, lebtest du deinen Traum von einer Sache. Die Gefahr, das Leben zu verlieren, bestand immer.

Mit rasender Ungeduld, die jede Erinnerung begleitet, hast du bei deinem Turm Zeichen auf den Boden gelegt in Erwartung toter Besucher.

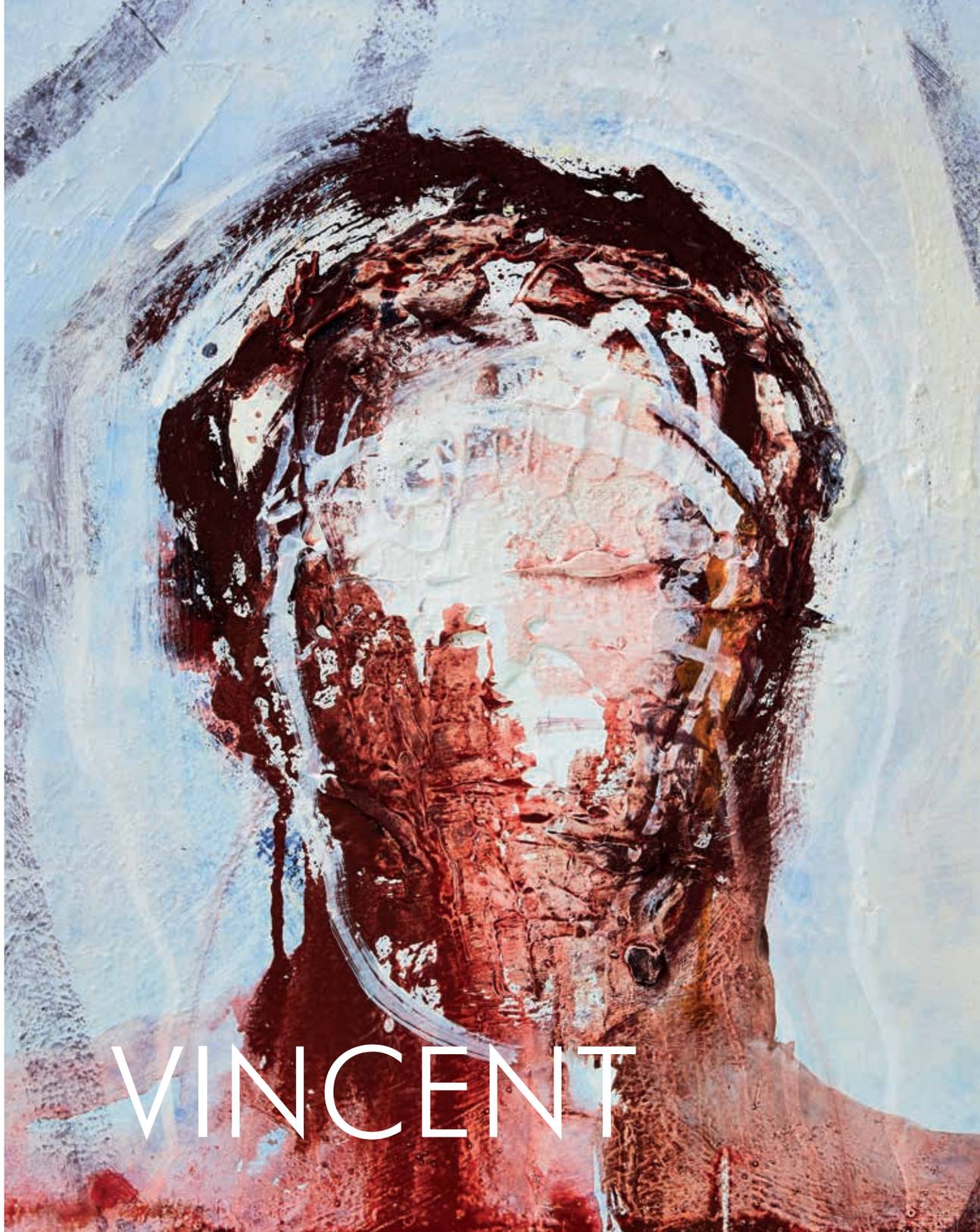
Freibeuter warst du. Tänzer, Akrobat.

Maria. Medea. Edipo re.

Vögel sprechen. Singen nicht. In ihren Stimmen Pergament.
Das Licht weißer Laken fällt auf deinen Körper, jeder Muskel spricht.
Der Hunger deines Geschlechts ist sichtbar und deiner Hand verwandt,
die du hebst. Sanft und erbittert. Schönheit, rufst du, geht unter die Haut.
Ohne Schatten gibt ein Sieg kein Licht.

Du grüßt den Blick, der dich kleidet. Vita violenta. Verloren im eigenen
Dialekt.
Metropolenerscheinungen, eine Langzeitbelichtung das Kaufen.
Ein Ort für die Dichtung, ein Ort für Gespräche, ein Ort für den Austausch
der Körper. Ein rasendes Fest.

Ich sah einen Seiltänzer tanzen, über dem Abgrund die graue Luft.
Den Himmel auf den Schultern tragend, hing er beim Tanzen, wie ein
Engel auf Stelzen, mitten in der Luft.


VINCENT

Schreib, Vincent, schreib. Die Erde schwitzt dich aus. Wasser auf Erde bist du, nirgends zu Haus. Wasser und Himmel waren eins für dich. Kam ein Lösungsmittel dazu, war Besinnung unmöglich.

Ein Meer lässt sich nicht umdrehen wie eine Decke. Verzweiflung ist auch eine Quelle.
Kein Land wird sichtbar, wenn du nach ihm tauchst.

Alle Welt hat Augen, niemand spricht. Bin nicht die Farbe, bin das Auge, sagst du. Mitten im Licht.

Ich wollte zu den Frauen, zu den Männern hin. Ihr Geruch war ein Versprechen, kam mit dem Wind. Nie konnte ich sagen, wer ich wirklich bin. Dem Vater entflohen, in die Hölle der Religion. Murmelnd Gebete zu sprechen, war ich nicht in der Lage. Keiner konnte in die Erde fahren und von dort wieder aufsteigen zur gleichen Zeit.

Das Buch vor Augen, in der Hand das Heil. Mit Nägeln schlugst du Seiten davon an die Wände der Reviere. Die dunkle Kohle war ein schöner Kontrast. Die Menschen fuhren in die Gruben, kamen wieder. Dein Beten und Zittern waren ohne Rast. Es fehlte das Brot in den feuchten Betten, die gewaschene Haut war weiß. Es fehlten die Lieder.

Gebt mir Zeit, sprachst du, gebt mir Zeit. Bin nicht ihr Kind, ihr Begleiter. Bin verlassen von Gott ohne Welt. Bin in meinem eigenen Körper Stillstand und Reiter. Ich schlug die Hände wie Anker in die Erde. Die Farben braun und erloschen wie das Licht.
Dies soll meine Farbe sein, ich bin nicht mehr allein.

Ich konnte nach Innen hören, dort schlägt ein Herz in die Welt. Im Rhythmus des dauernden Gebärens, im Rhythmus das permanente Nur.

Vincent, schreibe ich auf mein Gesicht. Bin nicht der Maler, bin das Licht.

Mein Wahn, mit der Leinwand zu den Menschen zu gehen, durch sie hindurch. Durch die Leinwand hindurch oder über sie hinaus. Ein Wahn, der nirgends enden kann, der dich allein lässt und gefangen in Gelächter und Hohn.

Du Freund. Vater. Und Mutter du. Geliebte, Bruder. Du unbekannter Betrachter. Schaut meinen Augen zu. Sie sind ein großer Teich. Der Hintergrund ändert sich, ihr Ausdruck bleibt niemals gleich.

Die Zeit, die mir blieb, habe ich Augen gemalt. Alle Welt hat Augen. Sie wachsen aus meinem Schädel. Sie wachsen mit der Zeit in ein anderes Gesicht. Alle Welt hat Augen, niemand spricht.

Vincent, schreibe ich auf mein Gesicht. Bin nicht der Maler, bin das Licht.

Genug verloren bin ich. Genug verloren um tanzen zu können im bürgerlichen Kleid. Mein Hals ist nackt für jeden der ihn sieht. Jeder, der ihn sieht, legt seine Hände darum, füllt Blut in meine Adern. Trennt Kopf und Körper. Lockt mit Verdiensten, Erfolg und Anerkennung, sagt: Wir lieben dich, weil du lebendig bist und erwarten deinen Tod.
Meine Wut streicht mir die Lippen glatt und färbt sie wund. Mein Barthaar höhlt die Wangen aus, die Augen stechen. Immer bin ich anwesend und abwesend zugleich.
Immer in Bewegung und berührbar. Immer weich.

Nackt bin ich. Nackt bin ich unter der Haut. Nackt und Nacht zugleich.
Niemand da, mich zu berühren, niemand da, der sich getraut.
Niemand da, mich zu bewachen, niemand da, der mit mir lacht.
Niemand da mich zu berühren, niemand da, der mit mir wacht.

Es ist möglich, dass ich immer schon verloren bin. So sah ich mich nie. Während die Nacht durch mich ging und ich einen Horizont in sie legte mit meinem Gebrüll.

Vincent, schreibe ich auf mein Gesicht. Bin nicht der Maler, bin das Licht.

Die Bäume starren mit ihren Wurzeln in die Luft, wie Tiere, die im Wald ihren Jägern entkommen. Alles flammt dabei. Die Wellenform eines Lebens, rotierende Zärtlichkeit. Ein Himmel aus Zypressen und Hyazinthen.

Wütende Striche. Wütend und sanft zugleich. Eine Art Aufladung unter der Sonne, ein ungeheures Rauschen. Was wächst schmerzt. Was wächst kreist, rundet. Kommt niemals an.

Van Gogh, Maler der Energien, Zeichner aller Zeichen. Schuhe ohne Füße bist du, nackte Not. In den Museen gelandet, unser tägliches Brot.

Vincent, erblindet in den Tresoren, den Augen der Welt.

Hof, Tisch, Bett.
Kinder nehmt mich auf, rief er, gebt mir einen Platz. Gebt mir eure Anerkennung, nehmt meine Kleider. Lasst mich nicht allein.

Sie spielten mit ihm und riefen zurück: Gehst du zur Quelle, achte darauf, dass du sie nicht findest. Vergiss nicht den Strick.

Es geht ein Riss durch die Zeit, der Riss hat keinen Namen. Ist dunkel und mit Menschenblut gefüllt. Er geht durch deinen Körper, Vincent, beweglich wie eine Schlange. Hält niemals still. Es ist ein Riss in der Zeit, darin liegt dein Körper und blüht. Mitten im Blühen warst du vielfach und allein. Es ist immer ein Fluch, vielfach zu sein.

Ein Feld wächst um den Strauch. Blumen blühen, jede lacht. Blatt für Blatt, Baum für Baum entdecken Dinge das Licht. Was dich treibt, Vincent, wächst. Und was wächst stirbt und was stirbt hat seinen eigenen Traum.

Warte. Eine Axt schlägt in den Wald eine Spur. Später, in den Straßen Warschaus, im Ghetto, wird diese Spur zum Schrei. Flussbreit weit ohne Ufer. Die Jahrmarktschaukeln singen noch.

Warte. Diese Spuren sind Straßen durch einen Traum. Stumme Schreie unter dem Asphalt, grau in grau. Auf den Lippen die Tränen der Toten. Ich sah sie genau.

Warte. Mein Schädel wuchs in diese Geschichte, wuchs mit der Dichte des Niemals-mehr. Wuchs und schrie in jede Landschaft: Ich bin gemeint mit allen. Alle werden fallen

In den Straßen Warschaus, im Ghetto, schlugen Vögel ihre Schnäbel in die Augen der Macht. Einige suchten in Kanälen nach Auswegen, andere wurden Nacht in der Nacht.
In den Straßen Warschaus wächst Gras, Vincent, Strich für Strich. Du selbst wolltest Gras sein, und mitten im Gras ein Blühen ohne Gewicht.
In den Straßen Warschaus, im Ghetto, eine einzige Raserei. Dann Blindheit, Schönheit, Dämmerung. Niemals ist alles vorbei.
Vincent in den Straßen Warschaus, deine Farben, deine Sicht. Die Formate können klein sein, leicht, unerheblich. Ohne Gewicht. Du suchst nach Auswegen, Vogelstimmen und Holz in einer Kammer aus gelbem Licht.
Vincent. In den Straßen Warschaus, im Ghetto, rot deine Augen, eine Landschaft dein Gesicht.

Was in meinem Schädel ist, sind Blut und Schuld, aus denen Schönheit wachsen soll. Im Blutsoll bürgerliches Sehnen bin ich das Schlachtfeld, das erst später kam. Im eigenen Körper ein Jude auch. Ortlos in meine Zeit geboren, ohne Erlösung, voller Scham.

Nichts habe ich gehört, als ich mein Ohr abschnitt. Die Raserei war schon längst an einem anderen Ort. Der Schnitt in ein Gesicht ist notwendig einfach. Nichts habe ich verflucht dabei.
Nicht einmal das Messer, das nicht weiterging.

Das Ohr trage ich zu den Frauen, lege es zwischen ihre Beine. Gehe zurück in den Mund. Gehe immer weiter zurück. Bin nicht mehr alleine.

Vincent van Gogh, den eigenen Wunden nicht entkommen, dem wunden Wunder Tag und Nacht. Er hat den Himmel bestohlen um seine letzte Illusion. Van Gogh zog aus, die Wahrheit einzuholen, und kam zurück als verlorener Sohn.

Dies war sein Fluch, kam seinem Fluchen gleich. Verlassen ein Held zu werden. Malender Schrei und unerhört zugleich.

Von der Erde ausgespuckt, von der Erde verschluckt. Das bist du, Vincent, das ist dein Prozess.

Ein Vogel warst du, Vincent, schlugst mit dem Schnabel in die Landschaft eine Spur. Den Rhythmus in ein Lied.

Kamst du von Feldern zurück, der Himmel lag über dir. Berührt von den Gärten der Welt. Kamst du zurück oder gingst du hinaus, sprachst du zu den Wartenden vor dem Haus.
Sie wollten keine Bilder mehr sehen. Sprachst du, im Mund noch die Farben. Sprachst du über den Stoff der Welt, das Wachstum, stotternd, lautlos ohne Klagen. Man muss fühlen. Fühlen muss man, träumen, sagtest du. Unmöglich sonst zu arbeiten, unmöglich sonst sich auszutauschen. Teilzunehmen an der Arbeit der Welt.
Es wird kein anderes Ende, keinen anderen Anfang geben. Im Tod nicht und auch nicht im Leben

In einer Situation ohne Ausweg war ich nicht am Ende, nicht am Ziel. Ein Tier in die Enge gehetzt. Nicht müde geworden in meiner Sehnsucht schoss ich. Schoss ich auf alle und traf mein eigenes Gesicht.

Oh Hemmnis, Hemmnis, komm. Sei still. Komm aus meiner Haut. Wie ein Lachen. Ich will zu den Menschen hin.

Oh Hemmnis, Hemmnis, komm. Sei still. Ich bin es, bis ich es will.

Vincent, schreibe ich auf mein Gesicht. Bin nicht der Maler, bin das Licht.

Dank an

Thomas Brogl, Rudolf Brandner, Werner Sandhaus, Claudia Simon, Christian Simon, den Mitarbeitern von SimonDruck, Freiburg, Roland Krieg, den Mitarbeiterinnen des Copyservice Freiburg, Wolfgang Weyers, Rainer Schmelzeisen, den MitarbeiterInnen der Werkstatt Rahmenladen Freiburg, FranzundGeyer-Architekten, Astrid und Michael Ganter, Jutta und Volker Thomas, Werner Kohler, Hartmut Gampp, Cornelia und Joachim Stern, Aga und Roland Kaltenbach.

Die Arbeit der letzten Jahre wäre ohne die Hilfe und heilende Kunst der Ärzte und MitarbeiterInnen des Herzzentrum Bad Krozingen unmöglich gewesen. Jede Arbeit trägt diese Spur. Dank von Herzen dafür.

In der Botanik bezeichnet Hilum („Fäserchen“) oder deutsch „Nabel“ die oft sichtbare Ansatzstelle, an dem der Samen zur Versorgung mit Nährstoffen über den Funiculus mit der Plazenta verbunden war. Auffällig ist ein Nabelfleck zum Beispiel auf dem Samen der Rosskastanien.

Impressum

Vita

(Foto: P. Pohlmann)

Harald Herrmann, 1954 in Wolfach, Schwarzwald geboren.
Seit 39 Jahren Ausstellungen im In- und Ausland.
Lebt und arbeitet in Freiburg im Breisgau.
www.harald-herrmann.de

„...alle Fragen machen weiter, wie alle Antworten weitermachen. Der Raum macht weiter. Ich mache die Augen auf und sehe auf ein weißes Stück Papier...“ (R.D. Brinkmann).

Arbeit als Gebet.

Konzeption und Gestaltung:
Christian Simon / Harald Herrmann

Fotos:
Roland Krieg, Waldkirch, roland@krieg-fotodesign.de

Druck:
SimonDruck, Freiburg, Auflage: 700

copyright für Text und Bilder: Harald Herrmann

Inhalt

Goya – so lautet der Bericht

Titel:	Malerei 2017, (Acryl auf Karton, 70,0 x 70,0 cm)
Seite 9:	Malerei 2017, (Acryl auf Karton, 70,0 x 70,0 cm)
Seite 15:	Malerei 2017, (Acryl auf Karton, 70,0 x 70,0 cm)

Pasolini

Titel:	Zeichnung 2017, (70,0 x 100,0 cm, Bleistift/Grafit auf Papier)
Seite 20/ 21:	Zeichnung 2017, (70,0 x 100,0 cm, Bleistift/Grafit auf Papier)
Seite 24/ 25:	Zeichnung 2017, (70,0 x 100,0 cm, Bleistift/Grafit auf Papier)

Vincent

Titel:	Malerei 2018, (50,0 x 50,0 cm, Acryl auf Papier)
Seite 32/ 33:	Malerei 2018, (50,0 x 50,0 cm, Acryl auf Papier)
Seite 36/ 37:	Malerei 2018, (50,0 x 50,0 cm, Acryl auf Papier)
Seite 40/ 41:	Malerei 2018, (50,0 x 50,0 cm, Acryl auf Papier)
Seite 45:	Malerei 2018, (50,0 x 50,0 cm, Acryl auf Papier)
Seite 48/ 49:	Malerei 2018, (50,0 x 50,0 cm, Acryl auf Papier)

Die Texte wurden zwischen 2000 und 2018 geschrieben.

rombach

9 783793 051749